

Chicos Place - „Weisst besseid?“

Rolf Schmidt

Bei unseren Irrfahrten und Auftritten im Lande Bremen und Umgebung bekamen wir manchmal den Tipp: in Bremerhaven, - ja dort gäbe es einen unglaublichen Jazzladen: nämlich „Chicos Place!“ Dort ginge – besonders an Wochenenden – unheimlich die Post ab – mit richtigen amerikanischen Jazzern, die auf stundenlangen Sessions um die Wette jamten. Selbst Dizzy Gillespie soll dort unlängst am Beginn seiner Europatournee bei einer Session eingestiegen sein.

Also Bremerhaven! Wir düsten am Sonnabend mit dem Käfer auf der B 6 durch magere Dörfer im monotonen Flachland nach Norden. Das dauerte. Die Autobahn gab es damals noch nicht.

Der angeblich so berühmte Jazzladen, dessen Namen man in New York schon kannte, war äußerlich eine schmutzige, schmucklose Eckkneipe mit zugenagelten Fenstern, darüber eine Neon-Leuchtschrift „**Chicos Place**“. Nichts sah nach Jazz aus. Aber ein paar Takte Bass, Schlagzeug und Saxofon schwappten schon mal heraus, wenn jemand die Tür öffnete. Das taten wir dann auch und standen plötzlich in einem zwielichtigen und irgendwie recht befremdlichen Milieu.



Das hatte mit der Mühle oder dem Kleinen Olymp wenig zu tun. An der linken Seite, parallel zur Straße, eine lange Theke, an der ein paar Afroamerikaner auf Barhockern saßen, dahinter lange Regale mit allen Spirituosen dieser Welt. Zur Rechten ein paar Tische, an denen ebenfalls Grüppchen von Farbigen vor ihrem Drink saßen.

Eigentlich gab es hier nur schwarze Kundschaft – bis auf eine resolute Barfrau und die Band: vier Jungs aus Wilhelmshaven, die nicht schlecht „Satin Doll“ spielten. Das Podium ragte über Eck in den Raum, die Musiker hatten also die Bar und die Tische mit der Tanzfläche im Blick. Rechts neben dem Bandstand thronte das neueste Modell einer chromglänzenden Musikbox, daneben, halboffen und mit der entsprechenden Duftnote, die Tür zu den Toiletten.

Chico kam gleich höchstpersönlich, um uns einen Tisch freizumachen. Harald hatte wohl mit ihm telefoniert und nun behandelte er uns wie alte Freunde. Vielleicht witterte er auch einen Deal, denn er war immer auf der Suche nach guten Musikern. Er spendierte auch einen Drink.

Der Mann war klein wie ein Kind, aber elegant gekleidet: blauer Anzug mit violettem Schlips, funkelnde Ringe und Manschettenknöpfe und ein Hauch von einem teuren Herrenparfum. Er war Nigerianer, und in seinem auffallend runden, glänzenden Gesicht blitzten zwei sehr wache, lustige Kulleraugen. Er lachte auch gerne, war sehr freundlich und redete viel. Sein Deutsch hatte einen starken Akzent. Offenbar hatte er Probleme mit dem „sch“. Am Ende seiner Rede fragte er immer: „weisst bessseid?“ Unsere ganze Aufmerksamkeit galt bald dem Saxophonisten. Der machte äußerlich (Kurzhaarschnitt, Brille und Krawatte) und auch in seinem Spiel einen sehr kultivierten und disziplinierten Eindruck.

Jochen Voß, so hatte sich der Umworbene vorgestellt, erzählte uns, dass er schon lange auf der Suche nach einer guten Band sei. Harald habe ihn sehr neugierig gemacht, und er würde auf jeden Fall am nächsten Sonnabend wieder herkommen, wenn wir mit Chico den Termin fest machten.

„Und was zahlt der so? Ich mein, Was kann man verlangen?“

„Er wird dir 200 D-Mark bieten. Versuch noch 50 rauszuhandeln und dann sei zufrieden. Wenn Chico erst merkt, dass Ihr gut seid, dann klettert auch die Gage schnell. Die Getränke sind natürlich frei und manchmal steckt dir auch so ein Guy eine 20.- Dollar-Note in den Becher und bestellt „Water Melon Man“ oder sowas. Das musst du dann drauf haben. Die Schwarzen hier wollen Sachen hören, die funky sind, die up to date sind und aus denen der Blues herausquillt. Dann gehen die unheimlich mit und machen dich richtig an. Das ist manchmal eine Wahnsinnsstimmung in dem Laden hier! Was gerade so „hip“ ist, sagt euch immer diese Box. Da sind stets die neuesten Singles aus den USA drin.“

Zwei schwarze Musiker waren hereingekommen und stellten ihre Instrumentenkoffer neben das Podium, um sich an der Theke einen Drink zu holen. „Passt auf“, sagte Jochen, „Jetzt geht hier gleich die Post ab. Das sind Art und Mac, Die spielen in der 61. Army-Band. Die steigen jeden Sonnabend ein, egal, wer hier engagiert ist. Jetzt legt die Ohren an!“ So geschah es.

Art spielte Tenorsax und Mac Trompete. Und sie spielten ihre Hörner so, als ob sie über den großen Kasernenhof der Military -Stage-Area in Weddewarden marschierten. Zumindest, was den Sound angeht. Mein Gott, war das ein Ton! Harald verständigte sich kurz mit dem Pianisten und nahm im nächsten Set dessen Platz ein. Auch Seppi und ich durften später unsere „Kollegen“ ablösen.

Das Publikum ging unheimlich mit. Die Leute rückten ihre Stühle ans Podium, klatschten im Takt und feuerten uns an: „Yeah, go ahead!“ „Keep swinging!“

Wir spielten einen Blues, der gefühlte zwei Stunden dauerte. Dabei verstand es Mac, die Bläser immer wieder zu kollektiven Einwüfen und Riffs zu animieren, was die ganze Nummer immer wieder anheizte. Harald hatte Mühe, gegen die Bläser anzukommen. Er presste die Lippen zusammen und drosch auf die Tasten ein. Mikrophone gab es nicht.

Schließlich stieg auch noch Chico höchstpersönlich mit seinen Bongos aufs enge Podium. Er hatte nämlich in den 50er Jahren eine Karriere als Schlagzeuger und Bongospieler in deutschen und österreichischen Musikfilmen gemacht, unter anderem mit Peter Alexander.

Der Eckladen in der Rickmersstraße kochte. Der Lärm drang auf die Straße und es drängten immer mehr Kunden herein. Schließlich tauchten auch noch zwei Uniformierte auf, die ernst und prüfend in die Runde schauten. Sie sahen sehr wichtig aus mit ihren hellen Khaki-Anzügen, den weißen Mützen und der schwarzen Armbinde mit den Buchstaben M P darauf. Am Gürtel hingen Pistole und Schlagstock.

Die ganze Session beruhigte sich erst gegen 2 Uhr morgens. Mein Hemd war durchgeschwitzt, Seppi hatte Blasen an den Händen und Harald zeigte uns seine blutigen Fingerkuppen. Er lachte: „Die meisten Tasten auf diesem alten Schinken haben überhaupt keine Perlmuttschicht mehr. Ich hatte das Gefühl, als ob ich auf sehr grobem Sandpapier spiele.“

Soul-Jazz

Es folgte in den nächsten Monaten dieses Jahres eine Reihe von Auftritten in Chicos Place, und wir erlebten alle Höhen und Tiefen dieses Jobs. Wir wurden gefeiert und hatten bald ein schwarzes Stammpublikum. Aber auch Jazzfans aus Bremen, Bremerhaven, Cuxhaven und Hamburg schauten herein. Die Presse wurde aufmerksam. Die Nordsee-Zeitung und der Weser-Kurier berichteten:

„Der in Halbdunkel getauchte Raum des in Bremerhaven an der Rickmersstraße gelegenen „Chicos Place“ ist an jedem Sonnabend Szene einer wilden Jam-Session...Die Musiker erzeugen mit Souljazz-Klängen, einer Spielart des vor allem von Negern gepflegten Hard-Bop, eine Atmosphäre, wie man sie sich anders nicht in einem Jazzlokal in New York oder Chicago vorstellen könnte.“ (WK vom 24. 4. 65)

Im Hamburger Abendblatt konnte man lesen:

„Zu den hartnäckigsten Einsteigern zählten die beiden farbigen US-Soldaten William Mac Kay, 25 Jahre, der sich mit seiner guten Technik und seinem Improvisationstalent sofort anpassen konnte, und A. T. Bolden, ein ausgezeichneter Tenorsaxophonist. Sie spielten jenen meist auf dem Blues basierenden „Soul-Jazz“, der seine Vorbilder in Cannonball Adderly, Les Mac Kan oder Art Blakey hatte.

Bolden ging nach seiner Dienstzeit zurück in die USA. An seine Stelle trat Jochen Voss, 25 Jahre, Altsaxophonist, der vorher kaum in einer Band gespielt hatte. Er überzeugte durch sein Spiel so sehr, dass er gebeten wurde dabei zu bleiben. Seitdem üben und spielen die fünf regelmäßig zusammen und haben sich als „Harald Eckstein Quintett“ beim deutschen Jazzpublikum einen Namen gemacht.“ (HA, 28. Nov. 1964).

Mac und Jochen gehörten nun also fest dazu – zu den „Ecksteinen“.

In der neuen Besetzung kam die Entwicklung der Eckstein-Band so schwungvoll in Gang, dass die Anfänge bald vergessen waren.

Des Knaben Wunderhorn

An einem warmen Sommerabend erschien ein blasser Siebzehnjähriger in Chicos Place. Er trug an einem Riemen über der Schulter einen großen unförmigen Beutel und fragte höflich, ob er mal mitspielen dürfe. Er heiße Erhard Kröger und käme aus Cuxhaven.

„Na klar! Was spielst Du denn?“ „Tenorhorn“.

„Und darauf willst Du wirklich jazzierten?“

Der Hornist zuckte mit den Schultern: „Ich versuch' es zumindest.“

Der Junge stieg also ein und er machte seine Sache wirklich nicht schlecht. Diese Monstertröte hatte einen warmen, sanften Sound ähnlich einer Posaune. Das Publikum bestaunte diese Rarität und spendete ihm reichlich Beifall, zumal der kollektive Sound ihm nun noch fetter um die Ohren flog.

Die Tür zur Rickmersstraße stand weit offen, damit der Mief abziehen und unser Lärm sich in Lehe verbreiten konnte. Das war für Chico immer die beste Reklame. Ich glaube, dieses Sextett heute war noch an der Columbuskaje zu hören, wo einst Elvis mit dem riesigen Truppentransporter *General G.M. Randall* ankam. Wäre er heute erst gekommen, er wäre diesem Sound gefolgt und hätte bei Chico sofort seine Gitarre ausgepackt, denn Elvis Presley war, das wissen die wenigsten, ein hervorragender Jazzgitarrist und Blues-Sänger

„Stiller Fürst der heißen Nächte“

Die Fahrten nach Bremerhaven und die langen Auftritte bei Chico hatten natürlich auch ihre Schattenseiten. Die Jazzerei bis nach Mitternacht und die langen Rückfahrten auf der B6 schlauchten wahnsinnig. Manchmal hingen wir nach dem letzten Set noch lange bei Chico herum, weil wir auf unser Geld warteten.

Chico Esuquo Eyio, „Der stille Fürst der heißen Nächte“, wie die „taz“ einmal titelte, bewohnte die Etage über seiner Kneipe und zog sich manchmal schon gegen Mitternacht in seine Wohnung zurück, - aus welchem Grund auch immer. In einer Ecke seines Wohnzimmers hatte Chico eine Klappe im Boden, durch die er sein kleines Fürstentum observieren konnte. *Little Brother is watching you!*

Dann musste Harald hinauf und belagerte Chicos Wohnungstür. Er klingelte und klopfte ohne Ende, und wenn der Fürst die Tür einen Spalt öffnete und ihm versprach, das Geld in der nächsten Woche zu überweisen, blieb Harald hart. „Ich gehe hier nicht eher weg, bis du bezahlt hast.“ Dann wurde die Gage sehr zum Ärger von Peggy unten aus der Bar geholt.

Andere Schattenseiten waren milieubedingt. Wer verkehrte hier nicht alles! Seeleute, Hafenarbeiter, Besatzungssoldaten, Prostituierte, Sexhungrige, Zuhälter. Da kam es schon mal zu Schlägereien. Die Barfrau, Peggy, wusste genau, wann sie die deutsche Polizei und wann die amerikanische anrufen musste. Waren amerikanische Soldaten daran beteiligt, dann erschien sofort die MP, zog ihre „nightsticks“ und

prügelte drauf los. Da waren die nicht zimperlich. Im Unterschied zur „Polizei“ handelten sie stets nach der Devise: Befriedung geht vor individueller Zuwendung. Im Klartext: erst einen über die Rübe und dann den Ausweis. Manchmal kamen in *Chicos Place* auch Schusswaffen ins Spiel – allerdings seltsam zweckentfremdet. So berichtet Ed von einer Prostituierten, die plötzlich Händel mit einem schwarzen GI bekam:

„Die hatten einen heftigen Wortwechsel, der immer aggressiver wurde. Direkt vor der Bühne trugen die das aus. Während er noch ziemlich ruhig war, aber nicht von ihr ablassen wollte, stand sie komplett unter Strom. Sie holte plötzlich einen Revolver aus ihrem Handtäschchen, faßte ihn am Lauf und knallte ihm das Ding an den Kopf. Der Mann ging zu Boden und blutete heftig. Und wir haben da oben immer weiter gespielt.“

Es war auch nicht geraten, sich in sowas einzumischen.

„Egal was passiert, - immer weiterspielen!“ hatte Chico gesagt. „Weisst besseid?“



Rolf Schmidt war Schlagzeuger der New Hot Potatoes und bei Harald Eckstein.